

Interview mit dem Gründerpfarrer von St. Georg, Pfarrer Josef Gerbl

Herr Pfr. Gerbl, wie kam es zur Gründung der Pfarrei St. Georg?

Ich war drei Jahre lang Kaplan St. Maximilian, dann war eine Versetzung fällig. Eine weitere Verlängerung war nicht möglich. In dieser Zeit entstanden viele Gemeinden rund um München. Auch in Taufkirchen sollte eine Pfarrei entstehen. Es gab früher einmal eine Georgskapelle auf dem Gebiet vom Klarerhof. Pfr. Maier von St. Johannes hatte mir das erzählt; diese Erinnerung war noch da. Ich hatte mich mit Kardinal Döpfner abgestimmt, den ich von meinem Studium in Rom kannte, er hat mich damals angerufen und sagte, ich solle St. Georg übernehmen.

Wann kamen Sie dann hierher nach Taufkirchen?

Ich kam 1970 als Pfarrkurat, das war mein offizieller Titel. Über die GeWoFag habe ich eine Wohnung gefunden in der Kirschenstraße. Zur gleichen Zeit wurde neben der Grundschule eine Barackenkirche errichtet, die stand zuvor am Hasenberg. Für fünf Jahre war die dann unser gemeindlicher Mittelpunkt. Die Gespräche mit den Leuten fanden bei mir in der Kirschenstraße statt.

Gab es noch andere Mitarbeiter*innen in der Gemeinde?

Außer mir gab es zunächst kein Seelsorgepersonal. St. Georg war ein Ein-Mann-Betrieb bis 1972. Erst dann kamen die Pastoralassistenten; ich war dann immer in Begleitung von Laien: Hermann Eilermann, Georg Jocher, Margret Sürig, dazwischen Irmgard Römer als Gemeindeassistentin.

Von Anfang an war Josef Herzog (+ 2025) Hausmeister und Mesner, das war ein Glücksgrieff. Sekretärin war Hildegard Böhm. Die Leitung des Kindergartens St. Georg I hatte Inge Kefer. Der Kindergarten St. Georg II wurde erst später gebaut unter meiner Leitung. Deswegen hat die Kirche auch keinen Kirchturm, weil wir das Geld für den Kindergarten brauchten. Ein großes Problem für St. Georg war, Personal zu finden.

Können Sie die Atmosphäre der Anfangszeit beschreiben?

Der erste Gottesdienst war im Eingangsbereich der Grundschule, bis die Holzbaracke stand. Der damalige Rektor war dabei eine große Stütze. Ich fand auch lauter offene Türen, sowohl für die Mitgliedschaft in der KV als auch für den PGR. Mit Pfr. Maier von St. Johannes kam ich gut zurecht. Wir waren allerdings unabhängig von St. Johannes. Gelegentlich war ich in St. Johannes, zum Beispiel zu den Taufen. Ansonsten war es eine schöne Stimmung in der Barackenkirche.

Von Anfang an gab es in der Barackenkirche, aber auch als die neue Kirche dann 1975 stand, bei den Gottesdiensten viele Mitfeiernde aus Unterhaching, Oberhaching und Umgebung. Es war sehr einfach, Kommunion- oder Firmhelfer zu finden. Ich habe da eine Masche gefunden: Ich gab den Leuten immer Bedenkzeit. Nach einiger Zeit kamen sie und sagten alle: Wir haben keinen Grund

gefunden nein zu sagen. Die Gemeinde bestand aus lauter jungen Familien, die Eltern um die 30 Jahre alt, dazu die Kinder. Es gab ein Jahr, in dem wir 250 Erstkommunionkinder hatten.

Wie sah Ihre Seelsorge aus? Gab es Schwerpunkte?

Das A und O meiner Seelsorge bestand aus Hausbesuchen, jeden Tag, manchmal bis zu dreien. Der Gottesdienstbesuch steigerte sich von Woche zu Woche. Grund waren die vielen Zuzüge in den Blöcken, die gerade fertig gestellt wurden, und in den Reihenhäusern.

Eine Eigenart von mir war: Ich stand vor der Baracke, wo noch Feld war, und begrüßte alle. Der letztem, der zum Gottesdienst hineinging, war ich. Das trug dazu bei, dass die Gottesdienste lebendig waren. Unterstützt wurde ich in der Messe durch Hildegard Sturm am Harmonium; Orgel konnte man das nicht nennen. Anfangs gab es einen Sonntagsgottesdienst, später wurden es mehr.

Und dann kamen die Planungen von Kirche und Pfarrheim?

Parallel lief die ganze Zeit der Neubau des Pfarrzentrums. Die Grundsteinlegung erfolgte 1974, viele Einzelheiten weiß ich allerdings nicht mehr. Es gab schon Auseinandersetzungen, was die Gestaltung der Kirche betraf. Es ist ein quadratischer Raum. Mir war wichtig, dass der Altar die Mitte bildet, mit der Eucharistie. Ich wollte auch, dass die Bänke rund um den Altar stehen, ich habe auch mitgeredet bei der Gestaltung des Neubaus. Ich wollte im Pfarrzentrum wohnen und einen schnellen Zugang haben zur Sakristei. Dazu kamen die Räume für Gruppen und Mitarbeiter, und der Pfarrsaal als Treffpunkt.

Es war ja auch die Zeit des II. Vatikanischen Konzils...

Ich bin ein Konzilspfarrer, durch die Nähe zu Kardinal Julius Döpfner. Er wohnte in Rom im Germanicum (= das Priesterseminar für uns deutsche Studenten in Rom), wo ich studierte. Zwei Tage vor Konzilsbeginn wurde ich zum Priester geweiht. Döpfner hat mit uns Studenten zu Abend gegessen, und wir trafen ihn im Aufzug. Er hat immer wieder vom Konzil berichtet. Die Jesuiten waren die Leiter des Germanicums und der Gregoriana (= die Päpstliche Universität). Diese Zeit hat uns Studenten sehr geprägt. Wir haben die ganzen Streits zwischen den Konservativen und den Reformern miterlebt. Im Gedächtnis ist mir immer noch die Rede von Kardinal Frings: Wir sind nicht dazu da, Vergangenes aufzuarbeiten, sondern gemeinsam in die Zukunft zu gehen. Das II. Vatikanum hat dann seine neue Ausrichtung bekommen durch Kardinal Döpfner: Die Kirche sind WIR. Die alten Dogmatikertypen wurden abgelöst von den Konzilsmoderatoren, das waren die Kardinäle Lercaro, Döpfner, Agagianian und Suenens. Die haben das Konzil geprägt.

Wie war das, als Sie dann nach Deutschland zurückkamen?

Ich habe von Kardinal Döpfner ein Zusatzjahr bekommen, und war nach meiner Rückkehr nach München erst einmal ziemlich vereinsamt. Ich tickte anders als meine Kollegen aus Freising und musste erst einmal wieder lernen, deutsch zu reden und zu denken, nicht mehr in Italienisch und Latein. Meine erste Kaplansstelle war in Garmisch, die zweite in München, St. Maximilian.

Und in Taufkirchen?

Ich musste mich zurechtfinden; es nirgend eine Handreichung oder eine Hilfe: Wie geht Gemeinde? Ich musste die Gemeinde zusammenkriegen, und das geht nur über Kontakt. Das war das A und O. Mir sagte hier keiner: Das war schon immer so. Ich habe alles neu machen müssen. Ich konnte mich auf nichts berufen, was vorher war. Ich habe mit der Bereitschaft der Leute, die mir geholfen haben, gerechnet - und diese Hilfe habe ich immer bekommen.

Gibt es in dieser Zeit ein Ereignis, das prägend war?

Natürlich. Ich habe beim Lehrersport mit Handball gespielt, und infolge einer Verletzung dann ein halbes Jahr lang einen langen Gips. Ich bin demjenigen, der mich damals angerempelt hat, bis heute dankbar, dass ich diesen Unfall hatte, denn das hat bewirkt, dass meine Gemeinde durch Laien geprägt war. Die Verletzung hat mir geholfen, mich aufs Wesentliche zu konzentrieren. Ich wollte, dass St. Georg kapiert: Wir sind die Gemeinde, und der Pfarrer ist der Moderator. Wir sind auch der Ort, wo von Gott gesprochen und gebetet wird.

Worüber haben Sie in dieser Zeit gepredigt?

Meine Sonntagspredigten gingen immer nach den Sonntagstexten. Sie waren gedacht, diesen Jesus lebendig werden zu lassen, und insofern textorientiert und gleichzeitig gemeindeorientiert. Und die Feste entsprechend gestaltet. Es gibt Stories vom ersten Adventskalender, vom ersten Christbaum, dass die Heizung ausfiel und der Schnee hereingeweht wurde. Die Gemeinde musste lebendig sein. Das war mir wichtig.

Welche Gruppen gab es?

Da kann ich mich nicht mehr erinnern. Natürlich gab es die Jugend. Dann die Ministranten. Wir hatten bei der Barackenkirche nur einen Nebenraum, der war Sakristei und Jugendraum zugleich, da war alles los, was möglich war. Es gab keine Räumlichkeiten sonst.

Wie war das soziale Gefälle? Und wie ereignete sich Ökumene?

Die Reihenhausbesitzer konnten sich ein Haus leisten, egal mal aus welchem Grund, und die Sozialwohnungen waren Sozialwohnungen.

Der Kontakt zur evangelischen Jerusalemgemeinde war gut. Bei Pf. Renner wusste ich anfangs nicht, wo er theologisch stand, aber er war sehr fleißig. Gemeinsam trugen wir die Ökumene und arbeiteten zusammen, etwa bei der Grundsteinlegung oder der Einweihung der Schule. Damals entstanden auch die NBH und andere Institutionen, erstere maßgeblich mit evangelischer Hilfe. Das Caritas-Zentrum unsererseits war das erste Caritas-Zentrum der Diözese. Alles war bei uns: Eheberatung, Kinder- und Jugendberatung, soziale Beratung. Eine sehr große Bereicherung. Die Caritas-Sozialstation die erste, die mit schwarzen Zahlen gearbeitet hat.

Wie lange waren Sie in Taufkirchen?

16 Jahre, bis 1986. Das ist genug für einen Pfarrer, es ist die äußerste Zeit. Wer nachkommt, muss sich mit den Fussstapfen seines Vorgängers auseinandersetzen. Nach mir kam Pfr. Schömann. Ich habe mich nach meinem Weggang nie eingemischt, doch habe ich St. Georg nachgetrauert, d.h. den Leuten. Ich ging dann für ein Jahr zur Seelsorgeausbildung nach Heidelberg, dann war ich 10 Jahre Krankenhauspfarrer ins Klinikum Großhadern.

Was bewegt Sie heute?

Ich habe St. Georg mitgeprägt. Mit St. Johannes hatte ich wenig Kontakt. es gab keinerlei Verpflichtung. Pfarrverband ist eine mühsame Geschichte. Unterschiedliche Mentalitäten kann man nicht aus der Welt räumen. Wir brauchen sowohl die Tradition wie die Moderne. Und unterschiedliche Meinungen in Einklang zu bringen, gehört zur Demokratie. Da muss man sich zusammenraufen. Bei kritischen Dingen habe ich selber nie geschwiegen, sondern immer den Mund aufgemacht. Aber es geht nur miteinander.

Wir sind jetzt Pfarrverband in Taufkirchen. Was wünschen Sie uns?

St. Georg soll seine Vergangenheit nicht zudecken. Die Alten schauen immer auf die Tradition, aber es ist die Gefahr zu glauben: Das war es. Denn Gott wirkt weiter, und manchmal anders als wir uns das Vorstellen.

Herr Pfr. Gerbl, wir sagen herzlichen DANK für das Gespräch!